

Gespräch mit meiner Mutter

„Kalin, wie geht es dir?“, fragte mich an diesem angespannten und grauvollen Abend meine Mutter.

Es war Dezember, und ich hatte meine Familie und mein bisheriges Leben so gut wie ruiniert. Es war nicht zu übersehen, dass ich drauf und dran war, die Medizin aufzugeben, die mich zwölf Jahre lang begleitet hatte. Sowie meine Ehefrau und mein Kind, mit denen ich etwa fünf Jahre lang gelebt hatte.

Mein Gesicht war heiß und rot – vor Scham, vom zu hohen Blutdruck, vor Verzweiflung. Und meine Mutter fragte mich, wie es mir ging. Und sie fragte es mich mit jenem fürchterlichen Vorwurf – klar und deutlich –, den nur Mütter in ihre Stimme legen können. Mag sein, nicht die Mütter aller Zeiten, sondern nur diejenigen aus dieser einen Generation, in der es Parteisekretärinnen und allerhand weibliche Gefängnis- und Schuldirektorinnen gegeben hatte.

Meine Mutter klang sogar ein wenig hämisch, so jedenfalls nahm ich ihre Frage wahr.

Nein – sie war nicht hämisch.

In ihrer Stimme lag viel Kummer, den sie aber unter der formellen Frage verbarg – „Wie geht’s?“

Was für eine geistreiche Frage! Wie soll es mir schon gehen, Maminka? Sehr schlecht! Ich sterbe! Ich bin ein dreißigjähriger Mistkerl, der sich herausnimmt, seine Familie zu zerstören, eine Geliebte zu haben, die grandiose Tradition des Arztberufs auszuschlagen, ich bin ein Drecksack, der nichts als Scham empfindet ...

Nein, auch Liebe, auch Liebe ... für eine Frau, Maminka, doch von diesen Dingen verstehst du nichts, und wie solltest du denn auch etwas davon verstehen ...

So was hat sich eure Generation, verdammt noch mal, nicht geleistet, wie könnte ich dir denn etwas erklären, was du für eine widerwärtige Schmach hältst – dass ich eine Frau liebe, aber nicht mit ihr verheiratet bin, sondern mit einer anderen, und dass ich ihretwegen mein ganzes bisheriges Leben wegwerfen werde ...

Ich werde alles wegwerfen ... Ja! Auch dich, auch dich. Ganz genau ...

... du bist eifersüchtig, Maminka, weil mein früheres Leben auch deins war ...

... du hattest es dir einverleibt, jenes mein vergangenes Leben, du hattest es erschaffen, es gehörte zu dir und deiner Welt. Nicht meiner. Und überhaupt, was sollten all diese Eheschlüsse in dieser meinen Generation, Maminka? Eheschlüsse, um die Eltern zu beschwichtigen! Ha! Horror! Und die dämliche Pflicht gegenüber den Eltern zu erfüllen, gegenüber der Tradition und dem Staat ... Ha! Horror!

Und jetzt renne ich davor weg und damit auch vor dir und habe dir nichts zu erklären. Warum sollte ich mich dir denn erklären, Maminka, ich bin ja kein Schuljunge mehr ...

Ich bin kein Schuljunge mehr, der an die Wand muss, nachdem du ihn in die Enge getrieben und ihn gefragt hast, warum er die Geometriestunde geschwänzt hat und geraucht ... und Zigaretten geraucht hat!

... ich werde dir keine Erklärungen mehr geben, ich werde weder dir noch eurer beschissenen, scheinheiligen Gesellschaft irgendwelche Erklärungen geben, Maminka, ich bin ein furchtbarer Sohn ...

... ich weiß, ich töte dich, du hörst nicht auf, es mir immer wieder vorzuhalten, seit meiner Geburt, immer wiederholst du nur, dass ich dich töte!

Eure Generation hat nichts Besseres als das im Sinn – die eigenen Kinder wissen zu lassen, dass sie sie töten!

Ich weiß, ich töte alle damit, dass ich mein eigenes Leben leben will, auf meine eigene Art und Weise ... ich töte euch mit diesem meinem neuen Leben ... und wie es überhaupt möglich ist, dass ich mich nicht dafür schäme, für diese meine wüste Liebe? Ich weiß es nicht, ich werde euch aber keine einzige Erklärung mehr liefern!

Ist das klar, Maminka? Ich werde furchtbar unglücklich sein! Zu deinem Entsetzen!

Denn die Menschen, die wie ich sind, wollen dem Grauen entkommen, dem Grauen, Schuldner zu sein – du verstehst mich doch, oder? Ich kann das falsche, vermeintlich glückliche und geordnete Leben, das ihr mir anbietet, nicht leben, da ihr später von mir verlangen werdet, für alles zu bezahlen, mit Zinsen obendrauf! Und die Zinsen, die heißen Gehorsam, trockene Hinnahme, hoffnungsloses Maßhalten, ewige Dankbarkeit und überhaupt – ewige Pflicht gegenüber dir, gegenüber der Familie und gegenüber der beschissenen Gesellschaft!

Ich will nichts von diesem anständigen und vermeintlich glücklichen Leben haben, weil ich mich keinem gegenüber schuldig fühlen will. Ja, ich werde so unglücklich sein, wie mir beliebt! Denn meine Freiheit ist mein Leid – ich werde nicht gewollt, dir zuliebe, glücklich sein!

Ich werde mir zuliebe unglücklich sein!

Das ist alles! ... Maminka ...

Das wollte ich dir sagen.

Ich sagte es ihr aber nicht. Ich sagte ihr nur:

„Es geht mir gut, Maminka. Mehr oder weniger.“

„Mehr oder weniger? Also geht es dir nicht gut?“, musterte mich meine Mutter kühl, wobei ich mich ein wenig zierte – wie jeder Mann, der fremdgeht. Und Rede und Antwort stehen muss ... nicht seiner Frau. Nein! Sondern der obersten richtenden Instanz, seiner Mutter.

„Nein, es geht mir nicht so gut!“, murmelte ich.

„Man sieht es – deine Hände zittern. Was hast du vor, Kalin?“

„Ich weiß es nicht, Maminka.“

„Wie auch immer, du bist ein erwachsener Mann und wirst tun, was du für richtig hältst. Nur denk dran, dass du ein sehr unglückliches Kind zurücklassen wirst“, sagte meine Mutter und klappte so den Deckel meines Sarges zu.

„Ja, mmmh, ja!“, murmelte ich schleppend. Sodass ich innerlich darüber lachen musste. Von außen betrachtet, war das eine schauerliche Groteske. Meine Mutter sah, wie kraftlos und elend ich mich wand, und stocherte einfach so, mir nichts, dir nichts, immer weiter in meiner toten Seele herum. Als wäre sie eine Elster, die mit einem halb toten Wurm spielte. Sie spielte mit *meinem untreuen Kadaver*.

„Danke, Maminka, dass du’s mir gesagt hast, ich wusste es nämlich nicht“, murmelte ich mit grausamer Ironie; meine Ironie war aber nicht böse, sie war verzweifelt. Und in meiner Stimme steckte offenbar so viel Bitterkeit, dass meine Mutter plötzlich den Kurs änderte. Plötzlich zerfiel sie. Sie wurde weich, und ihre ganze Kühle und Strenge verschwanden. Ihr Gesicht verkrampfte sich zu einer leidvollen Grimasse, und sie kniff die Lippen zusammen. Dann streichelte sie mir über die Stirn. Nun fühlte ich mich nicht mehr so dreckig. Ich fühlte mich einfach unglücklich.

„Oh du mein liebes Kind, warum musste das denn so kommen?“, streichelte meine Mutter mir über den Kopf.

„Ich weiß es nicht! Es kommt halt vor“, murmelte ich. Ein ungeheurer Stein zermahlte meine Seele zu einem Pulver aus bitterem Gift. Und meine Stimme knirschte unter der Last wie Sand.

„Ich verurteile dich nicht, mein lieber Junge“, sagte meine Mutter völlig unerwartet mit tiefer Stimme. Im ersten Moment habe ich nicht einmal verstanden, was sie sagte. Man kann sich

an dieses gigantische, urmütterliche Pathos der Mütter nicht gewöhnen. Das sie aber stets, so erschütternd und tief es auch sein mag, irgendwie zu aktivieren wissen. Ich spürte es, und ein kindliches Gefühl ließ mich weich werden. Meine Mutter vergab mir. Schlecht – denn ich verdiente es nicht. Ich blieb kraftlos sitzen.

„Wir, dein Vater und ich, verurteilen dich nicht ...“, fuhr meine Mutter fort und nahm mich in ihre Arme.

„Das glaube ich“, sagte ich leise, und in meiner Brust ballte sich ein derart gigantisches und heißes Knäuel aus Trauer und Kummer und Tränen und Ausweglosigkeit, dass ich den Kopf senkte und zu weinen begann. Meine Tränen fielen bitter und heiß wie Gift zu Boden. Während meine Mutter einfach dasaß und mir mechanisch, langsam und traurig immer weiter über den Kopf streichelte. Sie war in Gedanken versunken. Wer weiß, woran sie dachte.